

NIKOLAS IMMER

## DER HANDSCHUH ALS LIEBESPROBE

Schillers Beziehung zu August Friedrich Ernst Langbein

Als Schiller am 18. Juni 1797 sein Gedicht *Der Handschuh* an Goethe schickt, gibt er unumwunden zu, dass ihn »eine Anecdote in *Saint Foix* Essay sur Paris« dazu »aufgemuntert« habe.<sup>1</sup> Und gegenüber Böttiger bestätigt Schiller am 18. Oktober 1797 nochmals, dass er von dem »sehr eleganten französischen Schriftsteller St. Foix« inspiriert worden sei.<sup>2</sup> Dank dieser Selbstaussagen scheint die Quellenlage für Schillers *Handschuh* eindeutig geklärt. Oder etwa doch nicht?

In einem materialreichen Aufsatz hat Norbert Oellers 1976 nicht nur Schillers Referenztext ausgewertet – Germain François Poullain de Saint-Foix' *Essais historiques sur Paris* (1759) –, sondern auch nachgewiesen, wo der Stoff bereits vor Saint-Foix behandelt worden war.<sup>3</sup> Unter anderem nennt Oellers das Gedicht *Die Liebesprobe* »von August Friedrich Ernst Langbein (?), das 1795 im *Wiener ToilettenKalender für Frauenzimmer* 1796 erschien«. <sup>4</sup> Obwohl *Die Liebesprobe*, wie Oellers vermerkt, im Gegensatz zu einer spanischen Romanze aus dem 16. Jahrhundert, die Felix Liebrecht 1846 und Adolf Laun 1870 als Quelle für Schillers Gedicht namhaft gemacht hatten, deutlich eher mit dem *Handschuh* in Verbindung zu bringen sei,<sup>5</sup> bleibt eine detaillierte Untersuchung aus. Vielmehr sugge-

<sup>1</sup> Friedrich Schiller, Werke. Nationalausgabe [fortan: NA], begr. v. Julius Petersen, fortgef. v. Lieselotte Blumenthal u. Benno von Wiese, hrsg. im Auftr. der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums Marbach v. Norbert Oellers, Weimar 1943ff., hier Bd. 29, S. 85.

<sup>2</sup> NA, Bd. 29, S. 147.

<sup>3</sup> Vgl. Norbert Oellers, Der »umgekehrte Zweck« der »Erzählung« »Der Handschuh«, in: *Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft* 20, 1976, S. 389-401, hier: S. 388-391.

<sup>4</sup> Ebd., S. 391.

<sup>5</sup> Vgl. ebd.; Felix Liebrecht, Schiller, 1. Der Handschuh, in: *Germania. Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde* 7, 1846, S. 419-422; Adolf Laun, Eine altspanische Romanze zur Vergleichung mit Schillers »Handschuh«, in: *Archiv für Litteraturgeschichte* 1, 1870, S. 507-509.

riert allein der abgelegene Druckort, dass Schiller das Gedicht offenbar nicht gekannt habe.

Diese Ansicht hatte schon Richard Maria Werner bestätigt, der 1882 erstmals auf *Die Liebesprobe* als Vorlage für Schillers *Handschuh* hingewiesen hatte: »Schiller dürfte die fassung« des *Wiener ToilettenKalenders* »nicht gekannt haben [...], es bleibt aber interessant, dass sich im schlusse einige ähnlichkeit zwischen beiden findet«. <sup>6</sup> Im »Nachtrag« zu seiner Miscelle gibt Werner weiterführend an, dass ihn Reinhold Köhler darauf hingewiesen habe, dass *Die Liebesprobe* keineswegs zuerst im *Wiener ToilettenKalender* erschienen sei. <sup>7</sup> Vielmehr wird das Gedicht bereits im Januar 1783 im *Deutschen Museum* samt Angabe des Verfassernamens »Langbein« publiziert:

### Die Liebesprobe

Einst drängte sich, ein Thiergefecht zu schauen,  
Heran die Flut der Stadt Paris.  
Schon sahe man vom Söller, ohne Grauen,  
Wie grimmig Löw' auf Löwe stieß:  
Als, wohl bedacht, die Schönste schöner Frauen  
Den seidenen Handschuh fallen ließ.

Und sieh, es trieb just mitten in die Szene  
Des Löwenkampfes ihn der Wind.  
»Ach, lieber Ritter,« sprach die junge Schöne  
Zu ihrem Treuen, »lauf geschwind  
Und hohl' ihn mir! wenn nicht bloß leere Töne  
Die Schwüre deiner Liebe sind.« –

Er gieng beherzt hinein ins Kampfgegitte,  
Und hob bei einem Löwen dicht  
Den Handschuh auf; kam wieder, warf ihn bitter  
Und stum der Dam' ins Angesicht;  
Und von der Stund' an schied von ihr der Ritter,  
Und sah nach ihren Thränen nicht. – –

Gott Lob und Dank! um uns zu prüfen, jaget,  
Ihr Mädchen, uns zwar jetzt nicht mehr  
Den Löwen in den Schlund: Doch nagt und plaget

<sup>6</sup> Vgl. Richard Maria Werner, Eine Parallele zu Schillers Handschuh, in: Zeitschrift für deutsches Alterthum 26, 1882, S. 149-151, 294f., hier: S. 150. – Werner wird auch bei Oellers angeführt. Vgl. Oellers, Der »umgekehrte Zweck« (Anm. 3), S. 391, Anm. 16.

<sup>7</sup> Vgl. Werner, Eine Parallele (Anm. 6), S. 294.

Uns eure Zweifelsucht oft sehr.  
 Man klopft dann leis wo anders an, und fraget:  
 He! glaubt man mir hier etwa mehr?<sup>8</sup>

Wie Werner unter Rekurs auf Köhler weiter ausführt, erscheint das Gedicht 1788 in veränderter Fassung in Langbeins *Gedichten*.<sup>9</sup> Während nun die gesamte vierte Strophe fehlt, beschränken sich die Änderungen ansonsten weitgehend auf orthographische Verbesserungen. Auffällig bleibt daneben nur, dass der zweite Vers der ersten Strophe nicht mehr »Heran die Flut der Stadt Paris«, sondern »Herbey die halbe Stadt Paris« lautet, und dass Langbein den »Treuen« der zweiten Strophe in einen »Trauten« verwandelt hat.<sup>10</sup> Angesichts solcher Umstellungen vermerkt ein zeitgenössischer Rezensent, dass er »bey mancher hier getroffenen Veränderung der schon bekannten [Gedichte] nicht ganz einstimmig mit dem Verf. denkt, und zuweilen die ältere Lesart lieber beybehalten [...] hätte«.<sup>11</sup> Wird diese Aussage auf *Die Liebesprobe* bezogen, ist damit für die Beibehaltung der aktualisierenden und gleichzeitig verharmlosenden Reflexion der vierten Strophe votiert.

Das literarische Werk des Dresdner Dichters August Friedrich Ernst Langbein (1757–1835) ist von Hartwig Jess 1902 in einer akribisch gearbeiteten Dissertation ausgewertet worden, die auch einen biographischen Abriss von »Langbeins Leben und Charakter« enthält.<sup>12</sup> Daraus erhellt zum einen die ungemeine Produktivität Langbeins als Dichter insbesondere scherzhafter und unterhaltsamer Lyrik. Seine ersten Gedichte veröffentlicht er im *Deutschen Museum: König Richard und Blondel. Bürgern gewidmet* (1781), *An den Freiherrn von M. einen jungen Dichter* (1782), *Das Schweigen* (1782), *Die Liebesprobe* (1783) und *Der Einsiedler* (1784).<sup>13</sup> Kurz darauf erscheinen seine Gedichte auch im *Göttinger Musenalmanach*

<sup>8</sup> [August Friedrich Ernst] Langbein, *Die Liebesprobe*, in: *Deutsches Museum* 1783, Januar, Stück 1, S. 46.

<sup>9</sup> Vgl. August Friedrich Ernst Langbein, *Gedichte*, Leipzig 1788, S. 66f.

<sup>10</sup> Vgl. die Lesarten bei Werner, *Eine Parallele* (Anm. 6), S. 294. Werner unterschlägt, dass Langbein die Einrückung der stimmhaft auslautenden Verse im Erstdruck der *Liebesprobe* nicht in die Fassung der Gedichtausgabe von 1788 übernimmt. Die Fassung aus dem *Wiener ToilettenKalender*, die Werner bietet (ebd., S. 149f.), stimmt fast vollständig mit der Fassung von 1788 überein.

<sup>11</sup> Vgl. Aw., *Gedichte von A. Fr. E. Langbein*, in: *Allgemeine deutsche Bibliothek* 108, 1792, Stück 2, S. 456f., hier: S. 456.

<sup>12</sup> Hartwig Jess, *August Friedrich Ernst Langbein und seine Verserzählungen*, Berlin 1902, S. 39, 1–15 (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, Bd. XXI). Vgl. auch NA, Bd. 36 II, S. 159.

<sup>13</sup> Vgl. *König Richard und Blondel. Bürgern gewidmet*, in: *Deutsches Museum* 1781, Januar, Stück 1, S. 53–62; *An den Freiherrn von M. einen jungen Dichter*, in: *Deutsches Museum*

sowie in der von Johann Wilhelm von Archenholz herausgegebenen Zeitschrift *Litteratur und Völkerkunde*, und schon bald drucken die »angesehensten Zeitschriften, Almanache und Taschenbücher [...] seine Beiträge«. <sup>14</sup> Zum anderen macht die Materialsammlung von Jess deutlich, dass die Dichtungen Langbeins Ende des 18. Jahrhunderts mit Wohlwollen und Anerkennung aufgenommen werden. Exemplarisch lässt sich eine Passage aus einem Brief von Gottfried August Bürger anführen, der – in direkter zeitlicher Nähe zur *Liebesprobe* – im September 1782 an Langbein schreibt:

O Langbein,  
 der mir gleich ist, den die Unsterblichen  
 dem Geist des Liedes neben mir auferziehn –<sup>15</sup>

Diese hohe Wertschätzung Langbeins spiegelt sich auch in zeitgenössischen Rezensionen wider. In der bereits angeführten Besprechung seiner *Gedichte*, die 1792 in der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* erscheint, wird er als »bekannter und beliebter Dichter gewürdigt«, der im Grunde kaum mehr der Empfehlung bedarf. <sup>16</sup> Fast eine Dekade später wird dieses Lob anlässlich der Neuauflage der nun zweibändigen *Gedichte* (1800) noch einmal intensiviert:

Der Verf. der vor uns liegenden Gedichte bedarf nicht erst eines Empfehlungsschreibens, um dem Volke werth zu werden. Schon die frühere Ausgabe seiner Gedichte vom J. 1788 kündigte einen Mann an, welcher von den Musen hinlänglich ausgestattet war, um sich über den großen Haufen ihrer Alltagsjünger zu erheben. <sup>17</sup>

Im Rahmen seiner Erörterung einzelner Gedichte kann der Rezensent mit Verweis auf die Ballade *Graf Eulenstein oder: der Vatermörder* (zuerst

1782, Stück 3, S. 378-380; Das Schweigen, in: Deutsches Museum 1782, Stück 11, S. 482-484; Der Einsiedler, in: Deutsches Museum 1783, Stück 3, S. 276-278.

<sup>14</sup> Jess, August Friedrich Ernst Langbein (Anm. 12), S. 31.

<sup>15</sup> Zit. nach ebd., S. 29. Vgl. jedoch auch relativierend ebd., S. 29f., Anm. 5.

<sup>16</sup> Aw., *Gedichte* (Anm. 11), S. 456.

<sup>17</sup> Ri., *Gedichte von August Friedrich Ernst Langbein*, in: *Neue allgemeine deutsche Bibliothek* 64, 1801, Stück 2, S. 353-358, hier: S. 353. Noch im April 1813 wird Langbein bescheinigt, dass er »sich durch seine früheren Gedichte, von denen in der Dykschen Buchhandlung zu Leipzig eine Sammlung in zwey Bänden veranstaltet worden ist [1800], zahlreiche Freunde im Publicum erworben, denen seine meist heitere Muse, seine glückliche Darstellungsgabe und seine Gewandtheit im Reim und richtigem und correctem Ausdruck mit Recht zusagen.« ([Anonym], Tübingen, b. Cotta: *Langbein's neuere Gedichte*. 1812, in: *Allgemeine Literaturzeitung* 103, 1813, April, Bd. 1, Sp. 817-820, hier Sp. 817).

1784) überdies zeigen,<sup>18</sup> dass Langbein »auch die Darstellung des Schauerlichen gelingt«. <sup>19</sup> Das evoziert sofort den Vergleich mit Schillers *Räubern* (1781), da die Ballade vom Grafen Eulenstein handelt, »welcher von seinem Sohn, wie in den Räubern Graf Moor, in einem Thurm gefangen gehalten wird«. <sup>20</sup> Zumindest mit Perspektive auf die inhaltliche Ebene wird hier eine Engführung von Schiller und Langbein formuliert.

Wird zurückgelenkt auf das eingangs thematisierte Verhältnis von Langbeins *Liebesprobe* und Schillers *Handschuh*, so muss eingeräumt werden, dass nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, ob Schiller Langbeins Gedicht kannte. Dennoch gibt es einige Indizien, die für diese Annahme sprechen. Zunächst erscheint es durchaus möglich, dass Schiller mit der originalen Fassung vertraut war, die das *Deutsche Museum* abgedruckt hatte. Im Kommentar der *Schiller-Nationalausgabe* zu Schillers Bibliothek heißt es hierzu mit Bezug auf dieses Periodikum: »Daß Schiller einzelne Jahrgänge oder Hefte dieser Zeitschrift besaß, ist denkbar«. <sup>21</sup> Darüber hinaus ist nicht auszuschließen, dass Schiller von der pressewirksamen Sammelausgabe von Langbeins *Gedichten* (1788) erfahren hat. Neben der erwähnten Rezension, die erst 1792 in der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* veröffentlicht wird, plaziert Langbein noch im Erscheinungsjahr eine Selbstanzeige im *Anzeiger des Teutschen Merkur*. <sup>22</sup> Außerdem verfasst August Wilhelm Schlegel eine in mancher Hinsicht kritische, letztlich aber doch wohlmeinende Besprechung, die am 15. April 1790 in den *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* publiziert wird: »Der scherzhafte Ton scheint der eigenthümlichere des Dichters zu seyn. Er besitzt auch die muntere Leichtigkeit, durch die der Witz erst gefällig wird, und die das comische Salz in manchen Fällen selbst ersetzen kann.« <sup>23</sup> Besondere Bedeutung gewinnt Schlegels Rezension dadurch, dass er eingangs

<sup>18</sup> Vgl. [August Friedrich Ernst] Langbein, Graf Eulenstein oder: der Vatermörder. Ballade, in: Für Aeltere Litteratur und Neuere Lectüre 2, 1784, H. 2, S. 1-10.

<sup>19</sup> Ri., Gedichte (Anm. 17), S. 354.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> NA, Bd. 41 I, S. 607.

<sup>22</sup> »Die Versicherung braver Männer, daß ein großer Theil des Publikums meine, in verschiedenen Journalen und Almanachen befindlichen Gedichte, nicht ungerne gelesen habe, giebt mir Muth, den Kern daraus in Einem Bande zu sammeln. [...] Erzählende, besonders komische Gedichte, und überhaupt leichte Jedermann verständliche Volksgesänge (im edlern Sinne des Wortes) machen den Inhalt.« (A.F.E. Langbein, Sammlung der Gedichte des Hrn. Langbeins, in: Anzeiger des Teutschen Merkur 1788, Februar, S. XXXVf., hier: S. XXXV).

<sup>23</sup> [August Wilhelm Schlegel], Gedichte von August Friedrich Ernst Langbein, in: Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen 60, 1790, 15. April, S. 605-607, hier: S. 607. Anzumerken ist, dass Schlegel das Motiv des Vatermords aus Langbeins Ballade *Graf Eulenstein oder: der Vatermörder* auf Schubart zurückführt. Vgl. ebd., S. 606.

die Gattungen der ›erzählenden Poesie‹ diskutiert, worauf noch zurückzukommen sein wird. Und schließlich ist – da kaum anzunehmen ist, dass Schiller den erwähnten *Wiener ToilettenKalender für Frauenzimmer 1796* kannte – auf die anonym erschienene Abhandlung *Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit. Vorzüglich in Rücksicht auf Deutschland* (1786) seines Jugendfreundes Karl Philipp Conz zu verweisen, die Schiller selbst besitzt.<sup>24</sup> Zum einen findet sich darin eine Passage über Königin Elizabeth I., die Schiller wahrscheinlich für die Minneburg-Episode in seiner *Maria Stuart* (1800) auswertet.<sup>25</sup> Zum anderen enthält die Abhandlung ebenfalls – ohne den Verfasser zu nennen – Langbeins *Liebesprobe*, die Conz dem *Deutschen Museum* entnommen und allerdings um die vierte Strophe gekürzt hat.<sup>26</sup>

Unabhängig davon lässt sich feststellen, dass Schiller wohl in den 1780er oder -90er Jahren dezidiert Kenntnis von den dichterischen Arbeiten Langbeins nimmt. Denn Schiller ist es selbst, der sich am 4. Juli 1795 mit der Frage an Körner wendet: »Ist Langbein nicht in Dresden und könntest Du mir nicht etwa einige Kleinigkeiten für meinen Almanach von ihm verschaffen?«<sup>27</sup> Schiller, der noch Beiträge für seinen *Musen-Almanach für das Jahr 1796* sucht,<sup>28</sup> erhält schon bald eine positive Antwort aus Dresden. Adam Gottlieb Gebhardt, Leiter des dortigen Geheimen Kabinettsarchivs, an den sich Körner im Auftrag Schillers gewandt hatte, teilt Körner am 15. Juli mit:

In Gewißheit des gestern von Eu. Wohlgeboren erhaltenen Auftrags, habe ich H. Langbein den Wunsch des H. Hofr. Schillers bekannt gemacht. Er ist bereit, ihn zu erfüllen, und sogar dem Schillerschen Almanach den Vorzug vor dem Göttingischen zu geben, für welchen er so

<sup>24</sup> Vgl. NA, Bd. 41 I, S. 741.

<sup>25</sup> Vgl. [Karl Philipp Conz], *Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit. Vorzüglich in Rücksicht auf Deutschland*, Gotha 1786, S. 39; Julius Petersen, *Die Minneburg in Schillers »Maria Stuart«*, in: ders., *Aus der Goethezeit. Gesammelte Aufsätze zur Literatur des klassischen Zeitalters*, Leipzig 1932, S. 128-148, hier: S. 129.

<sup>26</sup> Vgl. [Conz], *Ueber den Geist* (Anm. 25), S. 74f. Dass Conz tatsächlich die Erstfassung zitiert, belegt beispielsweise der zweite Vers »Heran die Fluth der Stadt Paris«, den nur die Fassung von 1783 bietet. Gleichwohl weist die Fassung bei Conz zahlreiche Abweichungen in Orthographie und Interpunktion auf; am gravierendsten weichen dabei Vers 8 (»auf geschwind« statt »lauf geschwind«) und Vers 11 (»beherzt ins« statt »beherzt hinein ins«) von der Vorlage ab.

<sup>27</sup> NA, Bd. 28, S. 2.

<sup>28</sup> Jess wertet diese Anfrage einseitig ab, wenn er schreibt: »Es war wohl mehr Rücksicht auf das Publikum als wirkliche Hochschätzung des Dichters, die Schiller dazu bestimmte, Langbein als Mitarbeiter zu gewinnen«. (Jess, August Friedrich Ernst Langbein [Anm. 12], S. 31, Anm. 3).

eben ein paar Gedichte vollendet habe. Um aber doch, in Ansehung des ersteren, sein Versprechen auf[recht] halten zu können, wünscht er zu wissen, wann und wo der Schillersche Musenalmanach herauskommen wird. Im Fall der Termin zu kurz wär[e], würde er sich zu einer Teilung der für den Göttingischen Alm. bestimmten Gedichte verstehen müssen.<sup>29</sup>

Als Schiller davon erfährt, reagiert er sofort sehr frohgemut: »Langbein kannst Du versichern, dass mir sein Anerbieten große Freude macht.«<sup>30</sup> Zwar dauert es noch gut einen Monat, bis Langbeins Gedicht *Der Kirchenbau in Aachen. Eine Legende* Schiller erreicht, doch kann es noch – wie geplant – in den *Musen-Almanach für das Jahr 1796* aufgenommen werden.<sup>31</sup> Das Gedicht findet sowohl die Zustimmung Körners als auch den Beifall Friedrich Schlegels, der in seiner Rezension des *Musen-Almanachs* die kritisch-freundliche Haltung seines Bruders gegenüber Langbein fortsetzt, die dieser 1790 gezeigt hatte: »In *Langbeins* Legende fehlt es wenigstens nicht an munterer Laune, welche man nur hie und da von einigen Gemeinheiten befreien möchte.«<sup>32</sup> Im folgenden Jahr gibt Schiller Langbein erneut die Möglichkeit, ein Gedicht – mit dem Titel *Der Wunsch* – im *Musen-Almanach* zu plazieren, das von der zeitgenössischen Kritik ebenfalls freundlich aufgenommen wird.<sup>33</sup> Gleichzeitig wendet sich Schiller in seinem berüchtigten »Xenien-Almanach« mit dem Xenion *Pegasus, von eben demselben*, das auf Friedrich Schlegels genannte Rezension gemünzt ist, auch Langbein zu: »Meine zarte Natur schockiert das grelle Gemählde, | Aber, von Langbein gemahlt, mag ich den Teufel recht gern.«<sup>34</sup>

<sup>29</sup> GSA Weimar 83/251a. Zuerst gekürzt abgedruckt in NA, Bd. 28, S. 339.

<sup>30</sup> NA, Bd. 28, S. 13. Brief Schillers an Körner vom 20. Juli 1795.

<sup>31</sup> Vgl. NA, Bd. 35, S. 300. Brief Körners an Schiller vom 23. August 1795. – Langbeins Gedicht *Der Kirchenbau in Aachen. Eine Legende* findet sich im *Musen-Almanach für das Jahr 1796* auf den S. 193-203.

<sup>32</sup> Friedrich Schlegel, An den Herausgeber Deutschlands, Schillers Musen-Allmanach betreffend, in: *Deutschland* 6, 1796, Bd. 2, S. 348-360, zit. nach Oscar Fambach, Schiller und sein Kreis in der Kritik ihrer Zeit, Berlin 1957, S. 265-269, hier: S. 267 (Ein Jahrhundert deutscher Literaturkritik, Bd. II).

<sup>33</sup> »Der Wunsch, Legende, von *Langbein*. In seiner bekannten beliebten Manier.« (–ßm., Musen-Almanach für das Jahr 1797, in: *Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung* vom 4. November 1796, Stück 82, Sp. 879-888, zit. nach Fambach, Schiller [Anm. 32], S. 308.) – Langbeins Gedicht *Der Wunsch. Eine Legende* findet sich im *Musen-Almanach für das Jahr 1797* auf den S. 117-119.

<sup>34</sup> NA, Bd. 1, S. 346. Vgl. Jess, August Friedrich Ernst Langbein (Anm. 12), S. 30, Anm. 1.

Während sich Schillers Mitteilungen an Langbein nicht erhalten haben,<sup>35</sup> ist ein Brief Langbeins an Schiller vom 27. Februar 1796 überliefert:

Ew. Wohlgebohren verzeihen, daß ich Ihnen für die gütige Einladung zur Theilnahme an den *Horen*, und für die Übersendung Ihres vortreflichen *Musen-Almanachs* erst so spät meinen schuldigen Dank abstatte. Dieser Verzug entstand hauptsächlich aus dem Wunsche, den *Horen* zugleich einen Aufsatz von einigem Werth und Gewicht zu liefern, um dadurch in die Gesellschaft so würdiger Männer auf eine für mich möglichst-anständige Art einzutreten; allein mancherley andere unverschiebliche Arbeiten haben mich bisher daran verhindert. [...] Es wird mir in der Folge ein angenehmes Geschäft seyn, zu beyden Instituten von Zeit zu Zeit beyzutragen.<sup>36</sup>

Obwohl Langbein für die *Horen* letztlich keinen Beitrag liefert, lässt die Bestimmtheit seiner Reaktion erkennen, dass Schiller ihm zuvor tatsächlich angetragen hatte, daran mitzuwirken. Das zeigt, welche besondere Wertschätzung ihm von Schillers Seite zumindest im Jahr 1796 entgegengebracht wird. Nach Langbeins Mitarbeit an den *Musen-Almanachen* bricht der Kontakt jedoch ab, und im Jahr 1800 verlässt Langbein Dresden, da er versucht, in Berlin sein Fortkommen zu finden.<sup>37</sup>

Wenn Schiller im Juni 1797 seinen *Handschuh* ausarbeitet, ist er zumindest mit den poetischen Fähigkeiten Langbeins vertraut und kennt unter Umständen dessen *Liebesprobe*, von der er sich mit seiner Gestaltung des Themas womöglich bewusst absetzt. Schon auf formaler Ebene sind die Unterschiede zwischen beiden Gedichten nicht zu übersehen: Während Langbein einem strengen Reim- und Versschema folgt, gibt es bei Schiller keine einheitlichen Strophenformen, dominieren Paarreime und umschließende Reime, und wird auf ein das gesamte Gedicht strukturierendes Versschema verzichtet. Langbein verwendet den Kreuzreim und lässt jambische, stimmlos auslautende Fünfheber mit jambischen, stimmhaft auslautenden Vierhebern alternieren. Diese Versform findet sich im 18. Jahrhundert bereits in Friedrich von Hagedorns anakreontischem Lied *Das*

<sup>35</sup> Vgl. etwa die letzte Erwähnung Langbeins im Brief Schillers an Körner vom 17. Oktober 1796: »Die Einlage bist du so gut, an Langbein zu senden.« (NA, Bd. 28, S. 313) Schillers Einlage ist nicht überliefert.

<sup>36</sup> NA, Bd. 36 I, S. 133.

<sup>37</sup> Vgl. Jess, August Friedrich Ernst Langbein (Anm. 12), S. 8.



*Gesellschaftliche* (1738) und wird in erster Linie »für Oden und Lieder um Liebe und Freundschaft« gebraucht.<sup>38</sup>

Obwohl sich Langbein bei der Ausarbeitung seines Gedichts ebenfalls auf Saint-Foix' *Essais historiques sur Paris* bezieht,<sup>39</sup> ergeben sich im Vergleich mit Schillers *Handschuh* auch inhaltliche Differenzen. Während Schiller das Geschehen historisch situiert, indem er den französischen König Franz I. (1494-1547) und den Ritter Delorges getreu der Vorlage von Saint-Foix beim Namen nennt,<sup>40</sup> verlegt Langbein die Handlung einzig nach Paris, gibt aber keinen weiteren Anhaltspunkt für eine nähere zeitliche Bestimmung. Der Anlass des Löwenkampfes, den Saint-Foix mit Blick auf Franz I. als »un combat de ses lions« schildert, wird bei Langbein gleichermaßen verknüpft als »Thiergefecht« beschrieben, bei dem »grimmig Löw' auf Löwe stieß« (v. 1, 4). Schiller hingegen illustriert die Eingangsszenerie weitaus stärker, indem er den König drei Handzeichen geben lässt, auf die hin jeweils weitere Tiere in den »Löwengarten« (v. 1) gelassen werden. Während bei Langbein offenbar zwei Löwen im Verlauf des »Löwenkampfes« (v. 8) auftreten, sind es bei Schiller ein Löwe, ein Tiger und zwei Leoparden. Doch die Gefährlichkeit der Kampfsituation wird nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ gesteigert:

Und herum im Kreis,  
Von Mordsucht heiß,  
Lagern sich die greulichen Katzen. (v. 41-43)

Das Signalwort der »Mordsucht« markiert die existentielle Gefahr, der sich Ritter Delorges aussetzt, wenn er den Handschuh holt. In diesem Zusammenhang lässt es Saint-Foix offen, ob die Besitzerin des Handschuhs dies absichtlich zwischen die Tiere fallen lässt. Langbein indes unterstreicht, dass »die Schönste schöner Frauen« dies »wohl bedacht« (v. 5) getan habe. Bei Schiller schließlich ist zunächst nicht zu erkennen, ob Fräulein Kuni-gunde den Handschuh mit Vorsatz von ihrer »schöne[n] Hand« (v. 45) gleiten lässt. Da sie sich aber sogleich »spottender Weis'« (v. 48) an Ritter Delorges wendet, scheint ihr Verhalten doch bis zu einem gewissen Grad kalkuliert gewesen zu sein. Somit kombinieren Langbein und Schiller in

<sup>38</sup> Horst J. Frank, *Handbuch der deutschen Strophenformen*, 2. Aufl., Tübingen, Basel 1993, S. 255. Frank führt diese Versform nur unter den Vierzeilern auf.

<sup>39</sup> Vgl. Jess, August Friedrich Ernst Langbein (Anm. 12), S. 39.

<sup>40</sup> Die entsprechende Passage aus Germain François Poullain de Saint-Foix' *Essais historiques sur Paris* wird zit. nach NA, Bd. 2 IIA, S. 605f. Langbeins *Liebesprobe* wird nach dem oben angeführten Erstdruck im *Deutschen Museum* zitiert, Schillers *Handschuh* nach NA, Bd. 2 IIA, S. 274f., da die Fassung letzter Hand mit der ursprünglichen Fassung identisch ist.

ihren Gedichten explizit äußere Schönheit und innere – seelische – Hässlichkeit.

Das Druckmittel, mit dem die Dame ihren Ritter dazu bewegt, den Handschuh wiederzubeschaffen, sind die Liebesschwüre, die durch seine exzeptionelle Tat beglaubigt werden sollen. Dabei variiert die Intensität der vorausliegenden Liebesbezeugungen: Während in Langbeins Gedicht nur allgemein von »Die Schwüre deiner Liebe« (v. 12) die Rede ist, erwähnt Saint-Foix, dass der Ritter »tous les jours«, Schiller hingegen, dass er »zu jeder Stund« (v. 51) die angebetete Dame seiner Liebe versichert habe. Schillers Gestaltung ist hier deshalb hervorzuheben, da die offenkundig hyperbolische Erwähnung des stündlichen Liebesschwurs auf den Schlussvers bezogen werden kann: »Und verläßt sie zur selben Stunde« (v. 67). Die Zeiteinheit der Stunde verdeutlicht, dass an die Stelle der einstigen intensiven Zuwendung nun die völlige Abwendung getreten ist. Bevor es soweit ist, muss der Ritter aber erst den Handschuh wiedererlangen, worüber Saint-Foix nichts Detailliertes aussagt. Langbein und Schiller dagegen heben dezidiert die Tapferkeit des Ritters hervor. Bei Langbein geht er »beherzt hinein ins Kampfgegitte« (v. 13), so dass zwischen der *Beherztheit* des Ritters und der *Bedachtheit* der Dame eine implizite Opposition entsteht. Bei Schiller wagt sich Delorges mit »festem Schritte« unter die Raubtiere und hebt den Handschuh »mit keckem Finger« (v. 55, 57) auf.

Durch die gezielte Provokation des Ritters gewinnt der Handschuh einen eigenen Symbolwert: Er wird zu einem Fehdehandschuh, da schon das »Aufheben des Handschuhs [...] das Zeichen der Annahme des Kampfes« war.<sup>41</sup> Der Ritter demonstriert folglich nicht nur, dass seine Schwüre, wie es bei Langbein heißt, keineswegs »leere Töne« (v. 11) gewesen sind; auch signalisiert er mit dem Aufheben des Handschuhs, dass er den ›Kampf‹ im eigentlichen Wortsinn ›aufnimmt‹. Mit der bewussten Übertretung ritterlicher *Courtoisie*, mit dem entehrenden Wurf des Handschuhs ins Gesicht der Dame wird die Fehde einerseits neu erklärt und andererseits sogleich zugunsten des Ritters beendet. Dessen Verhalten, das bei Saint-Foix vorgegeben ist, wird bei Langbein und Schiller nahezu parallel gestaltet. Insbesondere der Umstand, dass er die Dame noch in der nämlichen Stunde verlassen wird, ist bei Saint-Foix nicht vorgegeben. Während Langbein schreibt: »Und von der Stund' an schied von ihr der Ritter« (v. 17), formuliert Schiller – wie bereits zitiert –: »Und verläßt sie zur selben Stunde« (v. 67). Zwar belegen solche Anklänge noch keine di-

<sup>41</sup> Lutz Röhrich, *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Bielefeld 2001, Bd. 2, S. 427 (Art. »Fehdehandschuh«). Röhrich erläutert ebd., dass der mittelalterliche Usus des Fehdehandschuh-Werfens ausgangs des 18. Jahrhunderts auf literarischer Ebene neu belebt wird.

rekte Einflussnahme, ihr inspirativer Charakter ist aber dennoch nicht von der Hand zu weisen.

Darüber hinaus ist es durchaus denkbar, dass sich Schiller mit der Gattungsbezeichnung seines Gedichts als »Erzählung« bewusst von der lyrischen Form Langbeins absetzt. In der angeführten Rezension der *Gedichte* Langbeins von 1790 hatte August Wilhelm Schlegel unter anderem vermerkt:

Der beträchtlichste Theil in dieser Sammlung [...] mit Beyfall aufgenommener Gedichte enthält, laut der Ueberschrift Balladen und Romanzen. Ohne Hrn. Langbeins Talent für die erzählende Poesie im mindesten herabsetzen zu wollen, kann Rec. nicht umhin, zu bemerken, daß ihm der größte Theil dieser Erzählungen eigentlich nicht unter die benannten Gattungen zu gehören scheine. [...] darüber ist man wohl einverstanden, daß die Romanze eine lyrische Erzählung im Volkstone seyn soll. [...] Hrn. Langbeins Erzählungen sind zwar lyrisch durch das Aeussere, das Sylbenmaaß nemlich, weniger aber durch den Gang und die innere Beschaffenheit der Darstellung, welches doch das Haupterfordernis ist.<sup>42</sup>

Die Schlussfolgerung könnte lauten, dass gemäß Schlegels Urteil auch Langbeins *Liebesprobe* als eine »Erzählung« anzusehen sei. Demgegenüber spricht Schlegel aber nur vom »größte[n] Theil« der Sammlung, so dass erst zu fragen ist, ob *Die Liebesprobe* nicht doch als Romanze oder Ballade zu qualifizieren sei. Problematisch an dieser Fragestellung ist jedoch, dass Romanze und Ballade als Formen des Erzählgedichts im 18. Jahrhundert selten trennscharf geschieden werden, sofern nicht die auf ihr trochäische Versschema festgelegte Sondergattung der »spanischen Romanze« gemeint ist.<sup>43</sup> Unter dem Schlagwort »Romanze« formuliert Sulzer in seiner *Allgemeinen Theorie der Schönen Künste* (1771/74) dagegen eine erweiterte Bestimmung dieses Gedichttyps: »Gegenwärtig giebt man den Namen Romanze kleinen erzählenden Liedern [...]. Der Inhalt derselben ist eine Erzählung von leidenschaftlichem, tragischem, verliebtem, oder auch bloß belustigendem Inhalt.«<sup>44</sup> Und in der Folge setzt er mit Blick auf die gegenwärtigen Stand der Dichtung hinzu: »Unsere Dichter haben sich

<sup>42</sup> [August Wilhelm Schlegel], *Gedichte* (Anm. 23), S. 605.

<sup>43</sup> Vgl. Sven-Aage Jørgensen, Art. »Romanze«, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, 3 Bde, gemeins. mit Harald Fricke, Klaus Grubmüller u. Jan-Dirk Müller hrsg. v. Klaus Weimar, Berlin 1997-2003, Bd. 3, S. 331-333, hier: S. 331; Frank, *Handbuch* (Anm. 38), S. 205.

<sup>44</sup> Johann Georg Sulzer, Art. »Romanze«, in: ders., *Allgemeine Theorie der schönen Künste* in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter aufeinanderfolgenden Artikeln ab-

angewöhnt der Romanze einen scherzhaften Ton zu geben und sie ironisch zu machen.«<sup>45</sup> Dass damit durchaus Poeten wie Langbein gemeint sein können, bestätigt eine anonyme Rezension von *Langbein's neueren Gedichten* (1812), in der es resümierend heißt: »Am besten scheint ihm jedoch die heitere ins Komische hinüberspielende Romanze zu gelingen, die dann oft bey ihm einer nützlichen Lehre sich zuwendet.«<sup>46</sup> Fast hat es hier den Anschein, als habe der Rezensent *Die Liebesprobe* mit ihrer leichten ironischen Tönung und mit der am Ende folgenden moralischen Lehre beschrieben.

Schillers Gedicht hingegen scheint nicht von Anfang an die Gattungsbezeichnung »Erzählung« getragen zu haben, da es Körner und Goethe kurz nach der Entstehung noch als Ballade einordnen können.<sup>47</sup> In diesem Zusammenhang hat Norbert Oellers dargelegt, dass Schillers Änderung des drittletzten Verses wahrscheinlich die Hinzunahme der Gattungsbezeichnung veranlasst habe. Bekanntlich hatte Schiller das Gedicht am 14. Juli der Herzogin Luise von Sachsen-Weimar vorgelesen, woraufhin der entsprechende Vers in: »Und der Ritter sich tief verbeugend, spricht:« gemildert wurde.<sup>48</sup> Konsequenterweise ließe sich daraus mit Oellers folgern:

Durch die Art der Textänderung griff Schiller massiv in das Sinngefüge seines Gedichtes ein: Indem die heftige Reaktion des Ritters als Pointe geopfert wurde, entfiel die Demonstration des Kausalnexus zwischen einer Tat und ihrem Zweck. [...] Die neue Wendung durfte nicht ironisch verstanden werden. Denn aus der Ballade war eine ›Erzählung‹ geworden.<sup>49</sup>

Trotz der Plausibilität der These scheint sie letztlich nicht mit der Druckgeschichte des Gedichts vereinbar zu sein. Zwar wird *Der Handschuh* im *Musen-Almanach für das Jahr 1798* zuerst mit der Gattungskennung »Erzählung« und dem gemilderten Vers abgedruckt. Doch schon für die Sammelausgabe seiner *Gedichte* (1800, 21804) stellt Schiller die ursprüngliche Fassung des Verses wieder her, behält aber trotzdem die Bezeichnung »Er-

gehandelt, 4 Bde, 2. Aufl., Leipzig 1792-1794, mit e. Einl. v. Giorgio Tonelli, Hildesheim u.a. 1994, Bd. 4, S. 110-120, hier: S. 111.

<sup>45</sup> Ebd.

<sup>46</sup> [Anonym], Tübingen, b. Cotta: Langbein's (Anm. 17), Sp. 817f.

<sup>47</sup> Vgl. Körners Brief an Schillers vom 9. Juli 1797 und Goethes Brief an Böttiger vom 16. Juli 1797.

<sup>48</sup> NA, Bd. 1, S. 367. Zum Kontext der Änderung vgl. Oellers, *Der »umgekehrte Zweck«* (Anm. 3), S. 392f. Noch 1808 vermerkt Böttiger: »Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht – diese Stelle hat oft und nicht ohne Grund Anstoß gegeben und Tadel erregt.« ([Karl August Böttiger], 3. *Der Handschuh*, in: Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1809 [Leipzig 1808], S. 19, Anm.).

<sup>49</sup> Oellers, *Der »umgekehrte Zweck«* (Anm. 3), S. 393.

zählung« bei! Erst im Rahmen der Vorbereitung der Prachtausgabe wird die Gattungskennung wieder gestrichen.<sup>50</sup> Die Bezeichnung des Gedichts als »Erzählung« und die Milderung bzw. Verschärfung des drittletzten Verses scheinen demnach in keinem ursächlichen Verhältnis zu stehen.

Vielmehr ist Goethes Äußerung im Brief vom 21. Juni 1797 schon sehr aufschlussreich, wenn er den *Handschuh* als »artiges Nach- und Gegenstück« zu Schillers *Taucher* (1797) einstuft.<sup>51</sup> Denn inwiefern das Gedicht tatsächlich ein »Gegenstück« zum *Taucher* sein kann, erhellt insbesondere aus der Bestimmung der Romanze, die Wilhelm von Humboldt kurz darauf am 9. Juli liefert:

Zwischen der Ballade und der Erzählung steht noch die Romanze. Sie hat nicht den Schwung der Ballade, aber sie ist auch nicht so schlicht, als die Erzählung. Sie arbeitet auf einen einzelnen Effect hin, der aber mehr intellectuell als moralisch ist. Sie ist kurz und schnell und hinterläßt in der Seele dadurch gleichsam einen scharfen überraschenden Eindruck. Vielleicht könnte sie eine *epigrammatische Erzählung* heißen.<sup>52</sup>

Dass Humboldt mit dieser Definition dezidiert Schillers *Handschuh* im Blick hat, macht zum einen Humboldts Nachsatz deutlich: »Zu dieser Gattung rechne ich Ihren Handschuh«. <sup>53</sup> Zum anderen betont sie den Kulminationspunkt eines »einzelnen Effect[s]«, den Schillers ursprüngliche Fassung des Gedichts, die Humboldt kennenlernt, noch bietet. Dass Ritter Delorges den Handschuh ins Gesicht des Fräuleins Kunigunde schleudert, hinterlässt am Ende zweifellos einen »scharfen überraschenden Eindruck«. Zugleich wird deutlich, dass Humboldt einen grundsätzlich anderen Romanzen-Begriff als Sulzer formuliert. Der von Sulzer in Anschlag gebrachte »scherzhafte[] Ton« kommt bei Humboldt überhaupt nicht zur Sprache. Daher liegt die Vermutung nahe, dass Schiller den von Humboldt artikulierten Gattungsbegriff der »epigrammatische[n] Erzählung« dankbar aufgreift – womöglich auch, um sich in programmatischer Absicht von der zeittypischen Romanzenform abzugrenzen, wie sie etwa in Langbeins *Liebesprobe* Gestalt gewinnt.

Nach dem Erscheinen des *Musen-Almanach für das Jahr 1798* reagiert Körner sofort mit der kritischen Einschränkung, dass der Handschuh keine »Erzählung« sei, bei der »die äußere Form der Poesie zu einem fremdartigen Zwecke gebraucht wird.«<sup>54</sup> Nahezu zeitgleich wird aber der Gattungs-

<sup>50</sup> Vgl. NA, Bd. 2 IIB, S. 184.

<sup>51</sup> NA, Bd. 37 I, S. 44.

<sup>52</sup> NA, Bd. 37 I, S. 62. Hervorhebung von mir, NI.

<sup>53</sup> Ebd.

<sup>54</sup> NA, Bd. 37 I, S. 152. Brief Körners an Schiller vom 8. Oktober 1797.

charakter von Böttiger bestätigt, indem er – dem Erstdruck gemäß – von der »Erzählung: *Der Handschuh*« spricht.<sup>55</sup> Dabei befürwortet er die Wiederherstellung der ursprünglichen Schlussfassung, eine Aufforderung, der Schiller bereits 1800 nachkommt. Böttiger schließlich revanchiert sich dafür mit einer eigenen Bearbeitung des Stoffes, die in seiner *Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1809* in Anlehnung an Schillers *Handschuh* unter dem gleichen Titel erscheint:

Dem König ist des Gleichmuths viel verliehn!  
 die Nachbarschaft scheint nicht ihn anzustecken.  
 Es mag der warme Fürstenhermelin  
 ein ziemlich eiskalt Heldenherz bedecken!

Und Fräulein Kunigund' – im Aeußern, traun!  
 von der Natur sonst arg nicht ausgesteuert –  
 doch tigergleich, verliert sich nur im Schaun  
 des Handschuhs, der den Muthigen befeuert.

Frischan, Delorges! dem Mann voll Heldenmuth  
 folgt hier der Sieg, und, fällt er, Männerthräne!  
 ihn ehrt der Leu, der Tiger schont sein Blut  
 und selbst der Pardel zeigt ihm nur die Zähne!

Doch flieh das Unthier droben! – grimmer nicht  
 erzog es Lybien in Wald und Höhle.  
 Wirf ihr den Handschuh nicht ins Angesicht!  
 bewahr' dieß Bild des Mädchens ohne Seele.<sup>56</sup>

<sup>55</sup> NA, Bd. 37 I, S. 155. Brief Böttigers an Schiller vom 11. Oktober 1797.

<sup>56</sup> Böttiger, 3. *Der Handschuh* (Anm. 48), S. 19.